Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 22 (1954-1955)
Heft: 9

Artikel: Von einem alten Wirtshausschild
Autor: Ullmann, Regina
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758613

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

VON EINEM ALTEN WIRTSHAUSSCHILD

Von Regina Ullmann

Es lag vor mehreren Jahren noch in einer verborgenen Gegend Steiermarks ein altes Wirtshaus. Da stand es, wo man es gar nicht anzutreffen hoffte. Es stand mit seinem einen Stockwerk da, ganz so, als sei es unbewohnt und von einem Geiste hingeätzt einem anderen zur Deutung, was denn eigentlich ein Haus sei. Ueber der Türe aber hing ein Schild mit einem prächtigen Hirschen darauf gemalt. Der schwang sich mit seinen Vorderfüßen in den Wald hinein, während die Hinterbeine verweilten und einen Kirchturm und etliche Häuser durchblicken ließen. Eine ganze Welt, an deren anderem Ende ein Jäger kniete, ganz klein und belanglos, mit der Schrotbüchse in der Hand. Er zielte und zielte, als sei es ihm erst nachträglich eingefallen, dann erst, als längst der Hirsch schon enteilt war. (Manchmal geht es den Menschen so, nicht nur mit dem Wilde des Waldes.) Dieses Bild aber wollte gewiß nur die Kraft und die Herrlichkeit dieses Tieres schildern und das Haus einprägen da inmitten der Wälder auf einer Matte stehend, das eine Gaststätte sein sollte. Es fand sich aber höchstens ein Jagd- und Forstmann oder ein Kohlenbrenner oder aber ein heimkehrender Senne in dieser Unwegsamkeit zurecht; und dann nicht um Wein und Bier, sondern um aus einer großen Flasche Schnaps ein Gläschen zu verdampfen. Man schwieg dann, denn ohnehin war niemand da als eine schwerhörige Greisin, die immer selber dem Gast Glas und Flasche überließ. Denn sie konnte ein solch tropfenweises Getränk nicht mehr eingießen, ohne zu beben und zu zittern. Ja, sie mußte auch beinah blind sein, denn als wirklich ein Fremder einmal kam und, dieser Eigenart des Gasthauses fremd, sie wies, ihm einzuschänken, goß sie auf den Tisch; obzwar vorsichtig, doch einfach auf den Tisch. Und zu solcher Hantierung sprach sie auch nicht, weil es doch nutzlos war, weil sie taub war. Leer war sie wie ein unbewohntes Haus, in dem man ruft und ruft und niemand erscheint. Taub war sie. Und alt war sie, daß ein Urenkel noch, groß wie er war, sich an ihr zittriges Wiegenlied an seinem Kinderbette erinnerte. Sie war so alt, als habe

der Tod mit einer recht hohen Zahl bei ihr erst mit Rechnen angefangen und zähle jetzt hinaus, hinaus bis ins Hundert und mehr. Ja, diese Frau war sagenhaft. Ob sie etwas tat? Gewiß, sie tat etwas. Sie tat, was in einem so wenig belebten Hause zu tun ist. Sie legte ein Feuer in den Herd und rückte einen Hirsenbrei zurecht. Viel mehr gab es nämlich nicht zu essen bei ihr, außer der Milch, die ein kleiner Hirtenbube brachte, morgens und abends. Freilich, manchmal tranken auch ihre Leute Schnaps, aber das war dann nicht ihre Sache. Sie bediente gleichsam das Leben, womit das Leben sie bediente. Mit dem Vieh aber hatte sie längst nichts mehr zu tun. Das besorgten die Männer, die Enkel und die Knechte, die früh und mittags und abends ums Haus waren. Die jodelten wohl auch einmal, aber mehr für sich und die Felder und die Almen, zu denen sie immer wieder hinaufstrebten; und die Greisin stellte deswegen die Schüssel nicht eiliger auf den Tisch und rückte auch nicht die Stühle zurecht, wenn die Mannsleute so schon im Umkreis waren, denn sie hörte es nicht. Für sie gab es nur eine Zeit, die in ihr war; eine uralte Zeit. Die fing früh an und brauchte bereits keinen Schlaf. Weiß Gott, wieviel mondklare Nächte an ihrem kleinen Kammerfenster sich schon eingerichtet hatten. Und sonst geschah nicht viel Außergewöhnliches. Es war da, was da war. Und Arbeit war das meiste. Und wenn man diese Menschen nicht beim hellen Tage gesehen hätte, man hätte geglaubt, es seien alles lauter kleine, alte Männer. Aber das war nur ihre Einsilbigkeit und Wunderlichkeit. Im übrigen verlor sich auch einer ab und zu auf einen Tanzboden und anderswohin. Aber das war dann an einem Juchheitag, an dem das ganze Land sich drehte: um Fastnacht und um Erntezeit; da fragte niemand danach, daß auch diese kamen, die man ganz vergessen hatte. Und wenn sie wieder gingen, weil es ihnen da nicht gefallen hatte, so fragte auch keiner danach. Denn die Tänzerinnen sind ein Gemeingut (solange sich nicht einer seine besondere ausgewählt hat und nicht mehr losläßt und mit Wein und Braten bewirtet; damit aber wartet ein jeder unbewußt bis in die Nacht hinein). Das Leben hat immer einen eignen Reiz so auf der Höhe des Vergnügens, wo auch Verantwortung und Pflicht und Schuldigkeit und Schuld nicht hinaufzugelangen scheinen. Wo nur getanzt und gestampft wird, bald mit der einen und bald mit der anderen.

Wenn nun aber einer darauf verzichtet hat, dann ist das nicht so einfach zu glauben. Da tanzt er dann irgendwo anders weiter, denkt man sich. Und wenn er auch Vorliebe für eine alte, verschollene Bibel gewonnen hätte und für ihre dargestellten Ge-

heimnisse in Buchstaben und Bildern innen und außen: nun, so ist es eben diese Bibel, die er erkoren hat; und tanzte er auch mit ihr in den Himmel hinein. Denn so schwer das Leben ist, schwer mit dem Menschen und seiner Last, die er zu tragen hat hierhin und dorthin, und mit der kotig schweren Erde, die ihm an den groben Schuhen haftet; wenn das Leben auch schwer ist, auf eine unsichtbare Weise, auf eine geheime, ist es dennoch in einem Taumel. Dies Leben hat wahrhaftig noch irgendwo eine Tanzbodenmusik, der wir nur noch nicht ganz auf die Spur gekommen sind.

Es ist ein Tempo, das uns selig mit sich fortnimmt, meistens in der Liebe. In der Liebe zu einer Person, oder zum Geld oder zu einer Arbeit. Es kann auch natürlich der Haß sein, die Niedertracht. Das ist ganz gleich. Es kann auch Dummheit sein und Gedankenlosigkeit, auch das ist ein Taumel. Aber immerhin ist es etwas, das uns gefaßt hat, das wir gefaßt haben, sichtbar und unsichtbar.

So ist es nicht zum Verwundern, daß sich einer von denen, die da in der dunkler werdenden Stube saßen, in seinem Wesen plötzlich abseits fand. Er rätselte zunächst.

«Das konnte nicht sein», sagte er sich. Denn das Heiraten war eine Angelegenheit für das ganze Leben. Man liebte eben diejenige, die man so recht ausgestattet fand für das ganze Leben. Diejenige, die ganz alt und taub das Lämpchen noch ausblies, wenn alles im Dunkel schon schlafen gegangen war. Man liebte mit dem Ernste, mit dem man das und dies erwog im Leben: ob man ein Stück Acker dazu kaufen sollte, ob das Haus wirklich ein neues Dach brauchte, oder ob man's noch ein Jahr mit dem Flicken tat. Mit ganz demselben Ernste erwog man das, was innen im Hause nottat. Nur mit einer noch größeren Aengstlichkeit, denn Menschen sind immerhin etwas sich Veränderndes. Und ehe man es sich versieht, ist man selber ein ganz anderer. Man steht nicht mehr am selben Platze wie vorher.

Das spürte der Bauernbursche am meisten. Er spürte es, weil seine Liebe so ganz anderer Art war, als er berechnet hatte.

Diese Liebe war schon lange dagewesen. Er hatte sie nur nicht erkannt. Zuerst war es der alte Roßhüter gewesen, der sie ihm ins Haus getragen hatte. Ins Haus, da, wo er wohnte: besser konnte man es doch kaum haben. Aber es zeigte sich gleich, daß es eine Liebe besonderer Art war.

Es war nämlich ein blödsinniges Kind gewesen, das der Alte in dem Hause einfach abgeladen hatte. Der Tragkorb, der ihm, dem Knaben, nun wie ein Haus vorkam, lehnte an der Wand. Und das

zweijährige Geschöpfchen saß auf einem Schemel, das Häuptchen über einen ihm vorgeschobenen Stuhl gelehnt, da, ohne alle Wehmut, ohne allen Schmerz, ohne alle Freude und Anhänglichkeit. Es saß so lieblich da in seiner seelenlosen Zier, daß man zunächst nichts anderes von ihm forderte.

Aber eben das war das Gefährliche. Damit fand es Raum in dem menschlichen Herzen, wo es sonst niemals einen gefunden hätte. Und der Knabe sorgte schon dafür, daß ihm darin seine Nahrung nicht ausging. Denn zunächst war es auch so ein wortloses Geschöpfchen, wie sie alle waren im Hause, und dann war es noch dazu wirklich schön. Und das war etwas Neues.

Zunächst schien das genug zu sein. Denn der Roßhüter setzte es, nachdem er es mit einem Mehlbrei geätzt hatte, wieder in den Tragkorb. Da kauerte es nun wieder, ohne Ungeduld, während der Alte sich von neuem seine Pfeife stopfte, und war weder ein Menschlein noch ein Gegenstand.

Damals lebte auch der Gimpel noch, der hurtige und freudige (ein Tier, von dem man sagt, daß es vor Freude sterben kann), und der Knabe hätte gern gewußt, ob das Dirnlein ihn nicht doch gehört hatte. Aber da stand schon der Alte krachend und schnaufend mit diesem schönen Nichts an der Türe, seinen Stock humorvoll über der Achsel. Und dann war man wieder allein, und das Leben war nicht so, daß man einer solchen Sache nachhängen konnte.

Seither waren Jahre vergangen. Dasselbe hatte sich noch einige Male wiederholt. Anfangs wuchs das Kind sehr langsam. Vier Jahre waren wie zwei. Dann aber, als er viel später wieder ihm begegnete, ihm, der es nun mit einer geheimnisvollen Neugierde betrachtete (aber eigentlich war er ihm entgegengelaufen, als es heimging mit dem Alten von der Roßweide), da schien es eine wunderbare Paradiesblume geworden zu sein: etwa ein lebensgroßes Enzian. (Es ist merkwürdig mit dem menschlichen Körper: der Schlaf der Seele tut ihm manchmal so gut. Ich habe einmal einen Jüngling gesehen, einen vierundzwanzigjährigen, einen von der Fallsucht behafteten, der war von einer heiligen Reinheit, für einen Leichnam Christi nicht zu gering. So, wie er schlief, schien er aber ein schlafender Liebesgott zu sein. Und seine vierundzwanzig Jahre schienen kaum achtzehn Jahre zu sein, so ungebraucht, so schuldlos waren sie geblieben.) An diesen wundersamen Knaben erinnerte jetzt diese, zur Jungfrau gewordene. Sie hätte in der Phantasie seine Psyche werden können. Sie war kaum siebzehn Jahre und vielleicht noch jünger. Ihr Körper, weil er so gerne im Schatten schlief, war schneeweiß geblieben. Und ihr

Haupt, mit dem Haarwulst auf dem Schädel zusammengeknotet, unbeweglich und beinah hochmütig.

Freilich, bald mußte man sehen, daß sie einen nicht erblickte, denn eigentlich erblickte sie auch die Tiere nicht, die mit wehenden Mähnen an ihr vorüberkamen. Und diese hätte sie doch, wenn sie irgendeine Seele gehabt hätte, sehen müssen. Aber die Tiere kannten und liebten sie. Es war bald eines und bald ein anderes, das dieses sinnlose Nichtstun mitgenoß. Wenn das Kind aus einer Brunnenröhre trank, so kam das Tier gerne auch heran, um seinen Durst mit ihm zugleich zu löschen. Und oft lag das Mädchen zwischen zwei Pferden, die sich vor Lebensfreude in den Blumen wälzten. Andere Male legte eines, von rückwärts kommend, seine Stirne an ihren Rücken, als schöbe es sie den Berg hinauf, und wieder ein anderes Mal sogar legte eines nachdenklich das Maul auf das Haupt des Mädchens, als es einmal mit aufgelöstem Haar verloren vor sich hinsah.

Es war darum nicht zu verwundern, daß man es nicht nur herrlich fand, daß man es sogar liebte. Denn wenn auch etwas davor warnte, als sei es eine Todsünde, ein unbeseeltes Wesen zu lieben, wenn der Instinkt auch dieses Gewissen in seinen Einflüsterungen bestärkte: immer war dennoch ebendasselbe Mädchen da wie zuvor. Sie war eines reichen Bauern Kind, darum gewann sie nur in den Augen der Schauenden an Ehrfurcht, und selber kam ihr daraus das zuteil, daß nichts sie knechtete und zu einem Bewußtsein zwang, das sie nicht hatte: und das geknechtete junge Tiere so arg verwandelte und zu noch etwas ganz anderem macht als zu Tieren — zu etwas wirklich Niedrigem. Im Gegenteil. Sie war in einem geheimeren Sinne sogar mehr als nur ein Mensch. Sie hatte durch ihre ungestörte, schöne Lebensweise Bewegungen, die wir vielleicht natürlich noch nie so vollkommen gesehen haben jemals vorher. In der Stadt würde man ihre Krankheit vielleicht zu den Geisteskrankheiten gezählt haben. Hier aber auf dem Lande war sie die Blödsinnige, einfach die Blödsinnige. Und was sie tat, wurde in seiner augenblicklichen Unendlichkeit immer wieder eine Landschaft, immer wieder eine neuerschaffene. Der Bauernbursche jedenfalls sann ihr nach. Und er brauchte nichts als das zu tun, tagelang. Es genügte ihm ganz.

Er wäre in diesem Herbste zu keiner Kirchweih gegangen mit dem schönsten lebendigen Mädchen, das es gab in der Umgegend, aus Trauer einfach um dieses eine tote Mädchen. Denn wenn es auch lebte, atmete, sagte er sich dennoch sein Tod-sein, sein Verwünscht-sein. Und dennoch war es wiederum kein Verwünschtsein im eigentlichen Sinne. Es war eben der Zustand einer pflan-

zenhaft gebliebenen Seele. Obwohl es an dem Brunnen trank, aß es doch nicht allein. Wie die Blumen vom Himmel, so mußte es dauernd von einer menschlichen Hand gespeist werden. Anders hätte es sich in der Weise des Tellers wie des Brunnens bedient. So aber saß es zu den Füßen des alten Pferdeknechts. Und der Alte, mit einer Art Ehrfurcht, versenkte dann den Löffel in die Kupferpfanne, die noch auf dem Herde stand — denn auf der Roßweide ging es besonders ländlich zu —, und gab ihn dann in den kindlichen Mund. Manchmal streichelte er die Haare des Mädchens oder hielt ihre beiden willenlosen Hände zusammen in der seinen, der behaarten, durchnarbten Altmännerhand.

Dann war er es sich besonders bewußt, wie sehr er sie hüten mußte. Mehr als die Pferde, die sich nicht selten zu Tode kämpften im Mondschein auf der Weide. Er durfte sozusagen nicht schlafen. Er begnügte sich darum auch mit zwei jüngeren Kindern des Bauern anstatt der Knechte, die er hätte haben können, und tat mit diesen zwei geringen Arbeitskräften die große Sache allein.

Er hatte schon manche Brunnenröhre von selbstgefällten Bäumen an die Tränke geschleppt, und manchmal sah man den ganzen Mann nicht, wenn er unter einem Fuder Heu hinaufstieg, keuchend, selber wie ein Grasberg. Obzwar von Natur klein, gab ihm doch seine selbstgewählte Verantwortung eine eigene Größe. Das Männchen hätte sich ohne weiteres erhängt, wenn dem Mädchen etwas Unrechtes zugestoßen wäre. Dabei sage ich nicht, daß es nicht hätte sterben dürfen. Sterben mußten alle Menschen, sagte sich der Roßhirte, und diese Kreatur sei nur wohlverwahrt in Gottes Händen. Aber eine geheime Angst kam ihn manchmal an, wenn er dachte, daß er vielleicht sterben müßte, ehe das Kind tot war. Und darum stieg er immer höher und höher hinauf in sein Greisenalter, und vielleicht war er schon so alt, wie jene alte Frau im Gasthaus, unten, in dem einsamen Tale, die auch vielleicht nur nicht starb, weil sie niemand wußte, der ihre Arbeit tat.

Er nähte das Kleid diesem Kinde. Er band dem Mädchen die Schuhe um bei kaltem Wetter. Ja, wenn es regnete, tagelang, stülpte er ihr seine eigne Kapuze auf und sah dann mit einem eigenen Humor um sich.

An ihre Anhänglichkeit aber glaubte er nicht. Denn sie kannte nicht die Gefahr des Feuers und des Wassers. Sie kannte keinen Abgrund, hatte er schon mit Grausen bemerkt; sie kannte ihre Eltern nicht und niemand. Daß sie bei ihm blieb, schien daran zu liegen, daß er sie hütete, daß die Hunde sie hüteten, ja, daß die Pferde sie mit heimwärts schoben. Und alles das, was bald bekannt war, vergrößerte nur die Vorstellung von ihr. Die Mäd-

chen hielten sie sich gegenseitig vor, neckend oder erschreckend. Die Burschen aber schwiegen meist, weil man über eine solche Sache nicht reden kann.

Auch der Bursche in dem kleinen einsamen Gasthaus sprach darum nicht. Ja, es würgte ihn. Es würgte ihn das Daran-denken schon allein, als hätte er die Tat begangen. Denn eine böse Tat wurde es immerhin. Auch, wenn die Liebe dabei war. Denn wer auf der Welt glaubte einem da die Liebe. Und die Welt hält wie Mörtel das Gebäude des Menschentums zusammen. Und da dies alles sein soll, anscheinend, so mußte man sich ausgestoßen fühlen aus ihr, sobald man nur nicht so dachte wie sie. Man war auch gleichsam solch ein unsinniges Tier, nur nicht ein solch schönes, edelgeformtes wie das Mädchen.

Und er vor allem, dieser Bursche, schlau berechnet auf das Herkömmliche, wäre lieber ledig geblieben, als daß er ein mißachtetes oder sonstwie armseliges Geschöpf geheiratet hätte. In ihm war darin, ohne daß er es wußte, ein kleiner, fester, namenloser Ehrgeiz. Nur war er unkenntlich in Sitte und Brauch gekleidet. Er stieg daher in unzerreißbaren Lederhosen und einer harten, grauen Joppe mit offenem Hemd. Etwas rücksichtslos war darum der ganze Bursche, etwas verwöhnt, er wußte nicht von was. Etwas furchtsam war er auch zugleich, und sich ewig in acht nehmend. Er war der Spott seiner Hausgenossen. Und dennoch fürchteten sie ihn auch. Die Fastnacht hatte ihm, scheint's, nicht gefallen, oder er ihr nicht. Sonst wäre er doch wieder hingegangen ... (So ließen sie manchmal unter sich ein Wort fallen.) Aber zu ihm sagten sie nichts. Und sie brauchten auch nichts zu ihm zu sagen, denn man sah es ja ihnen allen an, was sie dachten in diesen bestimmten Dingen, und das war ihnen genug.

Uebrigens konnte man bei einem solchen Burschen, der so allein schien, noch gar nicht wissen ...

Vorderhand war er selber leider nur herangezogen von der Liebe wie ein Kreisel. Sie hieb auf ihn ein, er tanzte. Er sollte auch nicht zum Stillstand kommen, das ist der Sinn dieses Spiels.

Nachts wachte er auf vom Wiehern eines Pferdes, obgleich er gar keines besaß. Und wenn eben morgens alle ans Dreschen gingen, zog es ihn zur Roßweide. Was das aber heißt: beim Dreschen brauchte man soundso viele Hände, und alles mußte klappernd ineinandergehen, als seien sie schon die Fugen eines einzigen Mühlrades. Und keiner hatte sich je davon ausgeschlossen. Es war also ein Wahnsinn, wenn man es tat ohne einen Grund, etwa einer Krankheit. Und Liebe war kein Grund dazu, daß man nicht arbeitete. Sie war für den Feierabend. Und dazu

noch eine rechte Liebe. Diese Liebe aber, sagte man, sei keine, und darum konnte man auch nicht hingehen...

Er war furchtbar gequält, dieser Bursche, und viel zu unverdorben, um sich in einem solchen ungewollten Geheimnis jemand anzuvertrauen. (Und übrigens hatte er ja auch vor, seine Gedanken zu bezwingen.) Wenn er hineinkam in sein Haus, war es ihm, als ginge er in sein Grab. Wenn er in die Tenne ging, dann war es auch nicht anders. Wenn er zur Mahd ging, freute es ihn auch nicht. Seltsam, vor allem quälte ihn zu Hause seine Großmutter. Sie erinnerte ihn vielleicht an das Mädchen auf der Roßweide. Auch von ihr hatte er kaum je ein Wort gehört. Auch sie lebte sich fort, ohne es zu wissen. Auch sie war nicht wie andere Frauen. Darum hielt er sich, seit er dieser Liebe sich täglich bewußter wurde, nur gezwungen im Hause auf. Und mit dem letzten Ave-Maria schob er schon den hölzernen Bauernstuhl wie einen Kegel zur Seite und ging hinaus, wo es ihm auch nicht besser erging.

Da stieg der Trotz in ihm auf. «Ich gehe doch zu der Roßweide.» Aber als er das gesagt hatte, graute ihn nur, und er sagte es nicht wieder. Aber er sagte das Gegenteil davon, das heißt, mit einer scheinbar kleinen Abänderung. «Warum sollte ich auch auf die Roßweide gehen?» (Als wenn er seine Liebe nicht gekannt hätte.) Und wenn er sie auch nicht gekannt hätte, sie kannte ihn. Sie erkannte ihn immer. Sie betrachtete ihn geradezu. Ob er die Heugabel hob, wie er sie hob, ob er große Schritte machte, oder ob er stand, wo er stand und träumte. Wenn er aber schlief, hatte sie die Macht der Träume an sich genommen und träumte für ihn. Da kletterte er dann eine Tanne hinauf und über sie hinaus. Er merkte es gar nicht, daß sie ein Ende nahm. Und so fiel er über sie hinab, und dann lag er mit traumzerschmetterten Gliedern da am Waldrand unter dem Baume und zugleich in seinem Bette, und es war Nacht oder auch Morgen. Aber auch das war gleich. Im Grunde fühlte er alles als den Schmerz seiner Leidenschaft, seiner unfaßlichen, wenn er erwachte. Und seine kleine Kammer, die eigentlich früher nie von ihm betrachtet worden war (sie war eben der bescheidene Raum, den man zum Schlafen braucht; sie war auch wie ein Sarg, der möglichst engste, niedrigste Raum gegen den tiefen, nie endigenwollenden Winter), diese Kammer wurde jetzt beinahe feindlich von ihm beschaut. Er merkte, wie in sie die Gestalt kam, von der er noch immer behaupten wollte, daß sie nicht war. Er legte sie dann in seiner Einbildungskraft neben sich, sich leiblich grausend, wie vor einer toten Geliebten.

Aber dann, als sei damit all sein Denken erschöpft, schaute er plötzlich abwesend einer Fliege zu, wie sie so übermäßig laut durch seine Kammer schwirrte, als sei seinem Herzen nicht eben noch das Schrecklichste geschehen. Und nicht selten nahm er dann schließlich noch Weihwasser. Dann aber wieder in einer kommenden Nacht träumte er von einer Vogelscheuche, einer ausgestreckten. Dann aber wieder war es das Mädchen. Dann aber gab es wieder vor, ein andächtiges Feldkreuz zu sein, am Wege.

Er beschloß, fortzuwandern von diesem Orte. Nur wußte er nicht wohin, nur wußte er nicht warum. Nie hatte er fortgewollt. Wie würde er es gegen die Seinigen begründen, daß er ging. Es war auch noch dazu so viel Arbeit da. Sie mußten sich darum einen Knecht statt seiner nehmen. Er schädigte also seinen Besitz und sie zugleich. Nein, fortwandern... Sie fanden es schließlich dadurch heraus, daß er verliebt war. Sie fanden auch noch heraus, in wen... Also, lieber bleiben. Denn auch die, bei denen man in Dienst kam, fragten vielleicht. Und eine Liebe in ihrem Anbeginn ist auch taubstumm und blöde, wie sie in Wirklichkeit war. Eine solche Liebe möchte nicht hören noch sehen. Wenn man gefragt wird über seine Liebe das erstemal, dann ist es, als würde man in einen Fluß geworfen. —

So beschloß er etwas anderes. Er beschloß es, wie über sich hinaus. Er beschloß, zu heiraten. Warum auch nicht? Er war doch nicht versprochen mit ihr. Er war doch nicht versprochen mit dieser Liebe... Es war doch alles nur Einbildung.

Und als hätten die Mädchen nur auf das gewartet, fiel ihm diese und jene ein. Eine Mutter hätte ihn nicht eifriger beraten können...

Da fiel ihm eine fromme Weberstochter ein, in einem Dorfe über dem Berge hinter der Roßhalde. Bei der blieb er hängen. Er gestand sich nicht warum. Er hatte sie nur einmal auf ihrem Spulstühlchen hocken gesehen, so blaß und bescheiden, rechts und links eine schnurrende, wohlgenährte Katze. Das hatte ihm gefallen. So mochte er die Weiber, wenn sie sich um nichts als um ihre Arbeit kümmerten. Er mochte sie nicht, wenn sie so lachten und immer etwas anderes meinten. Er war, das merkte er, seit ihn die Liebe so mitgenommen, ein ganzer Sonderling geworden. Es war hohe Zeit, daß er sich dieser Weberstochter erinnerte. Und wie alle, die leiden und denen ein leidlicher Gedanke kommt, wurde auch er ganz munter darüber. Er jammerte nicht mehr. Er hätte beinah schon zu den anderen vom Heiraten gesprochen. Aber auch ohne daß er es aussprach, merkten es die, die

mit ihm lebten. Sie merkten es an allem und jedem. Und schließlich nahm er unverhohlen seine grüne Joppe hervor und seine langen Hosen und die Schaftstiefel, in die er sie hineinschoppen konnte, denn im Grunde mochte er diese langen, wabbeligen Hosen nicht; sie kamen ihm halb vor wie Weiberröcke. Er holte sogar eine Uhrkette hervor.

Am Brunnen wusch er sich wie zum Jüngsten Tag. Dann ging er, ohne Stock und so, wie man zur Kirche geht. Und er ging den ordentlichen Weg, wie es sich gehörte für eine so wichtige Angelegenheit. Er ging die Fahrstraße, die mitten durch den Wald führte. Ab und zu begegneten ihm Fremde aus den umliegenden Ortschaften. Oder eine Bauersfrau band ihren Rock fester auf und grüßte ihn. Oder ein Vogel hüpfte mit Geschrei vor ihm her. Oder er blieb gar selber stehen, weil ihm das Wandern so neu war. Ihm war ganz wohl zumute. Immer ist es so, wenn man sich zum Richtigscheinenden entschlossen hat. Auch war der Weg so wie von Gold besät. Und immer hatten die Bäume noch mehr davon. Und mitten darin, vielleicht in der Mehrzahl, nur nicht so hell scheinend, standen die Tannen und die rötlichen Stämme der Föhren. Es war eine Luft, daß er sie sogar auf seiner Hand sitzen fühlte wie einen Marienkäfer. Und ein Eichhorn und wieder ein anderes schaute mit seinen Wacholderbeeraugen den Menschen an, wie er so mitten auf der großen Fahrstraße ging. Es war gut, daß der Weg nicht so weit war für einen rüstigen Fußgänger, sonst wäre er doch noch abgeschweift. Denn die Roßhalde war groß, und man fand sich immer dahin zurück, auch ohne Weg. Uebrigens hatte er sich das Dorthingehen doch noch nicht völlig aus dem Sinn geschlagen, er sagte es sich nur nicht so laut, sondern er hielt die Gedanken brav zu den Webersleuten, die etwas verwandt zu ihm waren. Und außerdem dachte er, daß er noch Sensen kaufen wollte in jenem Orte, denn dort, so hieß es, waren sie wohlfeiler.

Da blieb eine Hirschkuh vor ihm stehen, weit weg, aber genau auf der Mitte des Fahrwegs zu ihm hin. Er mußte gleichfalls stillbleiben. Einige Minuten waren das. Der schlanke, heilig nackte Körper rührte auch ihn, den Rauhen und jetzt noch Rauheren. Vielleicht hatte er (denn unbewußt gingen seine Gedanken dabei eine andere Richtung) Tränen im Auge. Da fiel ein Blätterschauer aus den Bäumen. Ein Vogel kam wieder vor ihm her geflüchtet. Und der Bursche war, er wußte kaum wie, am Ausgang des Waldes. Der Herbstmonat war da für ihn noch viel fühlbarer, den Ackersmann; der Stand der Felder war ihm heimeliger als der schönste Wald. Er sah den Kirchturm. Er sah jedes einzelne Haus,

auch das der Webersleute. Er konnte sich nun danach einrichten. Wieder begegneten ihm Landleute im Sonntagsstaat. Wieder hörte er Glockengeläute. Es mußte dem Geläut nach bald der Gottesdienst zu Ende sein.

Er kam eben noch unter den Segen. Wie eine salzige Träne lief das Weihwasser über seine Stirn herab. Dann strömte das Orgelspiel wie Blumen, Rosen und Georginen, reichquellende Gartenblumen. Dann drang ein Weihrauchgefäß, noch einmal silbern erklirrend, an sein Ohr. Dann leerte sich die Kirche. Erst kamen die Männer. Sie haben es immer eilig, aus der Kirche zu gehen. Dann kamen die kleinen Mädchen und zum Schluß die Frauen. Der Bauernbursch schaute. Auch die Weberin war unter den Kirchgängern. Sie erkannte ihn gleich. Sie lud ihn ein, bei ihnen vorbeizukommen. Somit ging er erst zum Krämer und erstand da einen viertels Zuckerhut und ein Pfündchen Kaffee. Dann ging er ins Wirtshaus zum Mittagessen, und dann ging er zu den Weberleuten. Ihm war ganz übel von den vielen Leuten. Ihm war, als habe er sein Leben lang noch nicht so viele gesehen. Er war froh, daß in der Weberstube an diesem Tage der gewaltige Webstuhl ruhte, daß die Spulen an der Seite lagen und nur die Katzen, als sei das Mädchen zwischen ihnen, rechts und links auf dem Spulschemel schnurrten. Es waren prächtige Tiere, ans Nichtstun und an ihre Schönheit gewöhnte. Sie wurden gepflegt mit allem Guten, wie bei andern Leuten die Geranienstöcke. Sonst war die Stube leer. Das heißt, am Ofen schlief der Weber. Er war hemdärmelig. Sein rasiertes Gesicht war recht sonntäglich anzusehen. Der Bursche setzte sich einstweilig. Ihm fiel die reine, helle Stube auf. Bei ihnen zu Hause war es natürlich nicht so. Wie hätte die alte Großmutter auch vermocht, mehr als das Tägliche zu verrichten. — Es war an der Zeit, daß eine Frau in ihr Haus kam. Ihm wurde ganz warm und eifrig zumute. Da kam die Junge, schüchtern, weil sie es schon wußte, wer in der Stube war, und stellte einen Korb Strickstrümpfe auf den Tisch. Nun ging's nach einigem Reden hin und her, ans Stopfen. Und dann kam endlich auch die Mutter und weckte den Mann. Und dann wurde es lustig. Der Weber erzählte. Er erzählte, wieviel Leinen und Halbleinen er schon gewoben habe. Er meinte, das könnte man ausrechnen, wie weit sie reichten in die Welt hinein. Es gäbe doch Kilometer, und seines wären Meter. Denn er war siebzig Jahre alt, und seit seinem dreizehnten Lebensjahre saß er an diesem seinem Webstuhl. Das konnte man ausrechnen, da sollte einer wahrlich lange trocknen Fußes gehen, ja, eine weite Reise machen unter seinem Dache. Einen Regenschirm brauchte er da

nicht mehr. Alle lachten. Man vergaß beinahe das Wirtshaus. Aber nachdem man ein Gläschen Schnaps getrunken und eine Schale warmen Kaffee, ging man doch noch. Nur die Männer, freilich. Die Weberstochter schloß ihnen noch die Türe, ein wenig lächelnd, ein wenig errötend. Sie hatte wohl den Besuch verstanden und das Pfündchen Kaffee und den Zuckerhutzucker. Darin war keine zu dumm. Außerdem wollte sie es auch verstehen, denn der Bursche stand ihr an. Er war still wie sie und noch ein anständiger Bursche. Sie dachte das ihre, als sie ihre Strickwolle wieder aufnahm, sie mit einem Berg weißer Flickwäsche vertauschend, hinter der sie dann schweigsam und arbeitsam geradezu verschwand. So ein Sonntag war aus dem Herzen Gottes.

Wo die Männer geblieben waren, wußte sie nicht. Es war Nacht, als der Weber heimkehrte, und wieder Nacht, wenn auch dieselbe, doch gleichsam eine zweite, als sie schlafen gingen.

Keine Farbe war mehr draußen. Nur ein zu rascheln beginnender Herbstwind galt jetzt. Er nahm sich selbst seine Zier vom Kronenhaupte. Es regnete Blätter. Aber immer war der Mond noch auf der weithin sichtbaren Landstraße. Er warf sein Webertuch auf den Boden, dem Burschen voraus, verschwenderisch vor die Füße. Der Bursche konnte nicht fehlgehen. Etwas angetrunken wie der Bursche war, war diese Mondnacht gerade recht für ihn. Sie kam in seine Augen, sie führte ihn hypnotisch vor sich her. Und lange Zeit ging es auch so ganz gut. Weil aber niemand ging, noch irgend jemand ihm begegnete, so wurde es ihm unheimlich vor sich selbst. Dieses Grauen in der Nacht vor sich selbst bekam er. Er blieb stehen. (Nicht, um nicht mehr weiterzugehen, nur um etwas zu denken.) Hatte er nicht etwas gewollt? Hatte er sich nicht etwas für den Heimweg vorgenommen? Er verstand gleich.

Beinahe so schnell wie ein Hirsch sprang er über den Graben. Jetzt sah man ihn nicht mehr. Im ihn bettenden Laube der engen Pfade gingen seine Schritte unter. Nur seine hohen steifledernen Schaftstiefel verursachten ein klagendes, naturähnliches Geräusch, ein Klappern, das an die Brunstzeit des Wildes erinnerte. Besser wohl, er hätte diese Stiefel nicht angehabt. Aber er dachte gar nicht daran. Er dachte nur, daß er jetzt der schönen Blödsinnigen begegnen wollte. Vielleicht stellte er sich vor, daß er sie rauben konnte. Sie war ja doch nur ein Tier. Dann aber ließ er wieder alles Denken, weil alles nicht wahr schien, als nur das eine, daß er sie haben wollte. Er ging mit großen, rücksichtslosen Schritten darauf zu. Und während er noch eine Stunde und mehr entfernt war, fühlte er sich schon in ihrem Umkreis. Jedes Blatt wurde

ihm lieb, das auf ihn herabfiel. Ein Hirsch röhrte. Er verstand ihn wohl. Er dachte an die Hirschkuh, die er auf dem Hinweg getroffen. Alles war ihm jetzt klar. Nur war ihm jetzt das Nebensächliche Hauptsache und die Hauptsache Nebensache. Er sah den Pfarrer. Er fühlte den Weihwassertropfen. Die Blumen des Orgelliedes streuten sich zu ihm herab. Als hätte er für die armen Seelen gebetet, so befriedigt verließ er in der Phantasie den geweihten Ort. Dazwischen hörte er seine Schuhe laut klappern und ein Wild röhren. Es mußte ein Hirsch sein, er hörte ihn jetzt wie aus seiner Nachbarschaft. Liebe benahm ihm den Sinn. Es hatte ihn die Körperlose im Arme —. Und als stünde ihm etwas im Wege, schritt er nur mühsam weiter. Er atmete laut. So war er gelaufen. Seine Stiefel waren jetzt auch still, natürlich, weil er stillstand, er horchte. Aber immer ohne zu sehen. Er glaubte schon ganz nah der Roßweide zu sein. Nun hörte er einen Hund heulen. Das war wohl der Mond, den er so anheulte. Die Tiere hatten eben auch zu leiden. Er sah hinauf in die Luft. Himmel blieb kaum mehr zwischen dem engen Waldweg. Aber ein Stern drang durch. Kein Lüftchen ging jetzt. Und dennoch roch er etwas. Etwas Fremdes war es, etwas auf ihn Gerichtetes. Ei, dachte er plötzlich, hätte ich die Sensen doch mitgenommen. Dann ging er aber wieder, ein Gemisch von Wein und Bier und Schnaps und von allerhand Gedanken, von belanglosen und von schlechten. Die Schuhe klapperten wieder. Die Hirsche röhrten. Es kam von vielen Seiten.

Da endlich war Mondlicht. Vor ihm lag eine Wiese, auf der die Schleier des Nebels wanderten. Und mitten durch die Wiese, in unfaßbarem, beinah verzaubertem Zickzack, murmelte sich ein Bächlein durch. Da es so frei ging und so rätselhafte Wege nahm, sah man sein Silber wie ein Kleid, kostbar sich wähnend, redend und seufzend, lachend und weinend.

Hier begann die Roßweide. Verwundert darüber, daß er so lange zu dem Wege gebraucht hatte, stand er still. Kam sie nicht etwa? Bei einer solchen armen Seele war alles möglich. Er blieb wieder stehen. Denn es war ihm, als hätte etwas nur auf seinen Austritt aus dem Walde gewartet. Er sah: es trat mit ihm aus dem Dunkel des Waldes ein Hirsch heraus. Einer war es vorderhand. Später mögen es vier gewesen sein. Dieser aber verfolgte ihn. Er wußte nicht, woran es lag. Es wäre auch viel zu spät gewesen. Er ging darum zu und dacht sich so, wie man sich in der Gefahr selber widerspricht, sie können ja nicht mich verfolgen. Plötzlich dachte er an nichts mehr, auch nicht an das Mädchen. Aber irgendwie hilfeheischend, wandte er sich dorthin. Aber gerade

von dort her kam ein Hirsch. Also ging er auf den Bach zu. Er ging über den Bach. So hatte er schon die Mitte der Lichtung gewonnen. Aber das war das Letzte.

Der Hirsch, als habe er ein böses Turnier mit einem Menschen vor, sprang über ihn hin. Nun ist es vorbei mit mir, dachte der Bursche. Es hatte ihn niedergeworfen. Aber wie nun der Mensch einmal ist, war er gleich nachher wieder froh und stand auf. Er hätte liegen bleiben sollen. Vielleicht hätte dann das erzürnte Tier von ihm abgelassen. Es mußte doch wissen, daß er kein Wild war, sondern ein Mensch. Es kannte ihn doch, er war doch der. Immer der gleiche. Ob im grünen Rock oder im grauen. Er war der Jäger. Er konnte ja auch ein Gewehr haben oder eine Sense. Warum fürchtete es nur diese nicht? (Er hatte übrigens nicht einmal einen Stock bei sich.) Und das Tier würde vielleicht in dieser Nacht nichts mehr von allem gefürchtet haben. Es wollte einen Kampf.

Es begann wieder über ihn hinzufliegen. Aber immer näher, immer tiefer. Der Bursche zog seinen Hut über den Kopf, im Grase liegend, damit er nicht mehr sehen mußte. Denn dieses von der Ferne Anspringen war furchtbar. Die Hirsche (denn es war, wie schon gesagt, nicht mehr nur einer) rasten über ihn, als ob er nicht da wäre. Oder noch schlimmer, als ob er ein Nichts wäre. Er spürte schon ihre leichten, aber harten Hufe an seiner Joppe. Er zählte sie beinah. Sie schienen ihre Brunstwut an ihm auszulassen. Oft war es schon, als wären sie nicht mehr, aber da tummelten sie nur über die Nebelstreifen des Baches hinweg, so, wie sie zuerst über ihn hingesprungen waren. Sie verschwanden nur und wurden wieder sichtbar. Aber dann bildete er gleichsam nur das zweite Hindernis in ihrem Rennen, und das dritte war der Schoß des grünen Waldes. Aber auch von daher kamen sie wieder zurück. Immer wieder war der Mensch es, der da wie tot auf dem Grase lag, der die Heftigkeit ihrer Sprünge von neuem wachrief.

Wie oft sie den Schädel getroffen, wie oft sie Arme und Füße gestreift, ist nur zu ahnen. Einmal gemerkt in ihrem Hirschherzen, vergaßen sie ihn auch nicht mehr. Darin bewährt das Tier noch seine urhafte Wesenheit. Es beharrt. Mit seinen röhrenden Lauten drang es auf ihn ein. Es machte einen furchtbaren Kampf mit einem wehrlosen Menschen. Seine Geweihe trugen ihn. Ueber den Bach, über den Nebel hinaus. Es schien die Last gar nicht zu spüren. Und wortlos, wie diesen der Schrecken gemacht hatte, schien er auch ihn fühllos zugleich zu machen. Und der freudige Zorn des Tieres trug ein scheinbar Unbewegliches mit seiner

wachsenden Kraft hinfort. Einer jagte dem andern ihn ab. Einer sprang vor dem andern her, mit der Beute auf dem breiten Geweih.

Der Mond, die Sterne rührten sich nicht. Gott rührte sich nicht. Der Wald, die Wiese lagen da, als seien sie nicht. Nur die Tiere, mit diesem, der sie vergeblich getäuscht hatte in seinen Rohrstiefeln, als sei er eine Hirschkuh, eine reine, unschuldige, nur die Hirsche wogten noch immer in ihrem Gange mit der Beute auf ihrem Geweih. Die röhrenden Laute waren verstummt. Die Tiere schienen nur noch Freude zu sein, leerer Triumph.

Aber so geht manche Nacht über einen Sterbenden und Toten.

Der Himmel öffnete sich wieder mit einem leisen, roten Strich. Hunde brachten die erste Spur des Toten. Sie zogen, sie wedelten den alten Hirten und die Knaben herbei. Die Pferde berochen das Schlachtfeld. Ein Schmetterling setzte sich auf die Brust des Leichnams.

Als sie schon eine Bahre knüpften, um ihn aufzuladen, kam auch das Mädchen herbei. Ohne Schaudern, ohne Angst, ohne das leiseste Gefühl des Helfen-müssens. Sie, die nie den kleinsten Krug gefüllt und getragen, sie ging neben dem Alten als ahnungsloses Geleite. Tannenzweige und Laub verbargen den Verunglückten. Die ihm begegneten, nahmen den Hut vor ihm ab, vor der Majestät des Todes. Den Weg mußte dem Roßhüter niemand weisen. Er wußte, wo seine Bürde hingehörte. Dort unten, halbwegs von zu Hause, wo er den Tragkorb seines Pflegekindes immer abgeladen, wo der Jäger auf dem Wirtshausschilde gemalt war und der Hirsch seinem Schrote enteilte.

Aus «Die Barockkirche». Verlag Seldwyla (Auslieferung Morgarten-Verlag).